



Beruf: Pfarrerin

Das was ein Mann kann, kann ich auch!

Next Generation ...

Frauen im geistlichen Amt

Liebe Leserin, lieber Leser!
 Liebe Mitarbeiterinnen in der Evang. Kirche!

25 Jahre Gleichstellung der Frau in unserer Kirche, das ist schon was, das hat schon was bewirkt. Kurz nach 1980 gab es die erste Seniorin. Bald wurde auch die erste Superintendentin gewählt. Bei der Bischofswahl 1995 gab es bereits Frauen als mögliche Kandidatinnen und 2000 kam die erste Pfarrerin in den Oberkirchenrat.

Seither macht sich eine gewisse Stagnation breit. Junge Pfarrerinnen gibt es genug – im vergangenen Jahr begannen ausschließlich Vikarinnen die praktische Ausbildung! In Leitungsfunktionen sind jedoch Frauen inzwischen wieder eine Ausnahmeerscheinung. Zu den zwei Superintendentinnen gesellte sich keine weitere, derzeit gibt es nur eine. Auch auf Senioratsebene hat sich der weibliche Anteil nicht vermehrt. Bloß vier Diözesen haben je eine Seniorin. Und die weltlichen leitenden Ämter unserer Kirche? Nur in drei Diözesen gibt es eine Superintendential-Kuratorin. Immer öfter werden Stimmen laut: Eine Frau in einem leitenden kirchlichen Amt kommt für mich nicht in Frage!

Es mag ein Spiegel des momentanen gesellschaftlichen Trends sein unter der Devise: Die Frauen haben ohnehin längst alles erreicht, da braucht es keine Förderung mehr. Es kann aber auch tiefer liegen.

Die Gleichstellung der Frau in der Evangelischen Kirche ist ein Aushängeschild, das sogar manche KatholikInnen zur Konversion ange-regt hat. Es wäre schade, wenn wir dieses Aus-hängeschild nicht weiterhin hoch halten wür-den, nicht um seiner Selbst willen, sondern um unserer Kirche willen. Dazu zählen auch das Ermutigen und Stärken jener, die sich für ein solches Amt bereit erklären.

Doris Hauberger, Barbara Heyse-Schaefer, Johanna Lein, Waltraut Kovacic

IMPRESSUM: Medieninhaberin, Herausgeberin & Verlegerin: Evangelische Frauenarbeit in Österreich, Blumengasse 4/6, A-1180 Wien, T: +43/1/4089605, E-mail: efa-brot@evang.at
 Redaktion: Barbara Heyse-Schaefer, Doris Hauberger, Waltraut Kovacic, Johanna Lein · Layout: Brigitte Appl · Druck: O. Buschek, A-3830 Waidhofen/Thaya · Blattlinie: Arbeitshilfe für Mitarbei-terinnen der Evangelischen Kirche · Abopreis: € 18,- / Förderabo und Ausland € 24,- / Einzelheft € 4,80 / Ausland € 6,50 · Bank-verbinding: PSK (BLZ 60.000) Kto.Nr. 7.277.544

BERUF: PFARRERIN

- Das was ein Mann kann, kann ich auch!** 4
Roswitha Petz
- Next Generation ...** 6
Katharina Alder
- Frauen im geistlichen Amt** 8
Birgit Meindl
- Bild der Pfarrerin** 16
*Barbara Heyse-Schaefer sprach mit
Ulrike Frank-Schlamberger*



BIBELARBEIT/BAUSTEINE

- Salbung** 11
Barbara Heyse-Schaefer
- Zu ihrem Gedächtnis, Markus 14, 3–9** 12
Dorothee Sölle & Barbara Heyse-Schaefer

RUBRIKEN

- Geistliche Gleichberechtigung** 15
Peter Karner
- Herr Pfarrer Dienst und Frau Ehrenamt** 18
Doris Hauberger
- Die EFA Steiermark stellt sich vor** 19
- Entwicklung die wächst** 20
Eva Dürr
- Weltgebetstag 2006 – Zeichen der Zeit** 21
Gertrud Klebl
- Glasengel aus Bethlehem** 22
Barbara Rauchwarter
- Veranstaltungen** 23

Das, was ein Mann kann, kann ich auch!

Über ihre Erfahrungen in beinahe zwei Jahrzehnten als Frau im Pfarramt und die allmähliche Veränderung des Bildes einer Pfarrerin berichtet Seniorin Roswitha Petz.

Ich hab sie noch gut im Ohr, jene Debatten auf der Synode, als es um die Gleichstellung von uns Theologinnen ging. Aber was heißt „uns“? Theologin war ich damals ja noch nicht, sondern ich hatte gerade mein Studium der Theologie begonnen. Aus dem südlichsten Burgenland kommend, geprägt durch ein bewusst evangelisches Elternhaus (mein Vater war auch Synodaler in jener Zeit), fand ich nach einigem Umweg dorthin, was mein Platz im Berufsleben werden sollte. Einige Jahre vorher stellte mein Religionslehrer jene Frage (die auch ich mittlerweile immer wieder stelle): „Was willst du denn werden?“ Angeregt auch durch einen Artikel in einer Frauenzeitschrift antwortete ich: „Pfarrerin. Das, was ein Mann kann, kann ich auch!“ Mein Religionslehrer fand das toll, und somit ist er zusammen mit meinem Elternhaus mitbeteiligt an dem Weg, den ich seither gehe.



Am 1. September 1987 begann ich meinen Dienst in der Evangelischen Kirche.

Bad Vöslau war mein erster Dienstort, und mit Robert Cepek bekam ich einen Lehrpfarrer, den jeder „Neuling“ sich nur wünschen konnte. Mein erstes negatives Erlebnis als Frau in einem männerdominierten Beruf ließ aber nicht lange auf sich warten. Eine Taufe war angesagt, für mich die erste Amtshandlung. Das junge Paar kam zum Taufgespräch. Es stutzte als mein Lehrpfarrer sagte, ich würde sie vollziehen. Die Reaktion des Vaters traf: „Entweder ein anständiger Pfarrer macht sie, oder wir gehen!“ Mit so einer Reaktion hatte ich nicht gerechnet. Robert Cepek hat aber nicht klein beigegeben, sondern geduldig erklärt und argumentiert, dass nun auch Frauen in der Kirche den Dienst versehen. Das ist nun eben so. Nach der Tauffeier waren die Eltern dann doch auch zufrieden, und etwas kleinlaut gaben sie zu, dass es eigentlich ganz schön war, dass ihr Kind von einer Frau getauft worden war ...

Die Aussage vom „anständigen Pfarrer“ freilich hat sich in mein Gedächtnis eingegraben. Sie machte deutlich, dass überkommene Traditionen nicht so ohne weiteres aufzubrechen sind. Aber deswegen muss ja nicht immer alles so bleiben wie es einmal war ... In einem von Frauen gestalteten Gottesdienst sind wir dem dann ein wenig mehr auf die Spur gegangen.

Nach zwei Jahren Bad Vöslau ging's für mich weiter nach Wels. Dort geriet ich in eine sehr schwierige Gemeindesituation. Zwei von drei Pfarrern hatten die Gemeinde verlassen, zwei Frauen wurden dienstzugeteilt, eine mir unbekannte Kollegin und eben ich. Es gab aber nur eine freie Dienstwohnung. „Es sind ja nur zwei Frauen“, hieß es von Seiten des Presbyteriums. Zum Glück haben Gundula und ich uns von Anfang an gut verstanden. Die Überlegung: „Hätte man(n) das auch mit Männern gemacht“, begleitet mich seit dem in unterschiedlichsten Situationen.

Was meine Welser Zeit (auch zwei Jahre) u.a. prägte, ist ein starkes Gefühl. Sowohl der amtsführende Pfarrer als auch meine Kollegin hatten die Gemeinde nach einem gemeinsamen Jahr – mehr oder weniger – freiwillig verlassen. Mir als angehende Pfarrerin traute man

dann aber doch nicht zu, die Gemeinde über eine mehrmonatige Vakanz zu bringen, um in Ruhe geeignete Pfarrer zu suchen. Freilich, man schätzte meine Arbeit, meinen Einsatz. Doch nach etlichen schwierigen, auch verletzenden Erfahrungen auf Pfarramtsebene bin ich weitergezogen in eine Kärntner Toleranzgemeinde. Ich war die erste Pfarrerin in der Diözese. Bischof Oskar Sakrausky (nicht gerade ein Befürworter der Gleichstellung von Frauen im Amt), die Senioren Reinhard und Otto Bünker, Gerhard Glawischnig und Till Geist zählten zu meinen Vorgängern. So manche TrebesingerInnen dachten zu Beginn über eine Pfarrerin: „Muaß denn des sein?“ Ein Vorurteil, das sich schnell abbauen ließ. Sehr bald hörte ich dann wie froh die Gemeinde ist, dass jemand da ist und wieder Licht im Pfarrhaus brennt ... und auch die Phase als rot meine bevorzugte Haarfarbe war, war nicht Grund erhitzter Diskussionen – zumindest nicht mir gegenüber. Anlässlich meines Weggangs von Trebesing bekam ich zu hören: „Du kamst mit einem Bubikopf und gehst mit einem schönen Zopf, der auch des öfteren getönt, doch daran hat man sich gewöhnt.“

Das ist auf schmunzelnde Art wohl ausgedrückt, wie es erlebt wurde. Mit der Zeit hörte die Frage auf: „Wie geht es dir als Frau in einer Toleranzgemeinde?“ Oder umgekehrt: „Wie geht es euch mit einer Pfarrerin?“ Es ging einfach. Und es war mehr, als dass man/frau sich einfach aneinander gewöhnt haben ...

Mittlerweile lebe ich seit fast einem Jahrzehnt in Krems an der Donau, betreue hier eine Diasporagemeinde. Beim Hearing vor meiner Wahl kam (natürlich) die Frage nach eigenen Kindern. Diese hatte ich schon längst davor für mich selbst beantwortet, da ich mich für meinen Beruf entschieden habe. Eine – zugegeben – nicht einfache Entscheidung. Zudem bringt sie mich, wann immer katholische Schulklassen die evangelische Kirche besuchen – und dabei wird die Frage nach Kindern immer gestellt, in den Ruf, ich möge keine Kinder. Was natürlich nicht stimmt. Ich halte dagegen, ich habe dafür ja viele „Pfarrkinder“. Auf der anderen Seite hat eine „Frau im Amt“ gerade auf katholischer Seite einiges an Interesse geweckt. Bei meinem Vorstellungsgottesdienst



hier in Krems waren unter den Gottesdienstbesuchern auch etliche KatholikInnen. Ökumenische Kontakte in der Diaspora zu pflegen, und dabei das Eigene nicht aufgeben, wohl noch genauer zu erkennen, was das eigentlich bedeutet: was das betrifft, da habe ich in den vergangenen Jahr hier viel gelernt. Zu etlichen katholischen Amtskollegen verbindet mich mittlerweile ein wirklich freundschaftliches Verhältnis. Wir nehmen einander ernst. Und das, so meine ich, ist das Wesentliche. Wir wissen, was uns trennt, und doch suchen wir nach dem Gemeinsamen.

Mein Blick, was meine Arbeit als Frau in einer Kirche bedeutet, hat sich also geweitet. Es sind nicht mehr die Anfragen an die eigene Kirche. Die anfängliche Unsicherheit, auch jene Frage nach einem „anständigen Pfarrer“, das ist längst nicht mehr meines. „Meine“ Kirche hat sich nach zähem Ringen zur Gleichstellung der Frauen durchgerungen. Darauf bin ich stolz und sage, sie war damit gut beraten. Denn unsere Anforderungen heute gehen weiter. Sie gelten Frauen und Männern im Amt, und allen anderen, die mitarbeiten auch.

Wer weiß auf welchem Boden er/sie steht, braucht keine Angst zu haben vor ungewohntem Terrain. Trägt nicht das was ist, auch dort?

Next Generation ...

„Man hält uns weithin für die bebrtere, schönere, kreativere, charmantere Variante des evangelischen Pfarrers“, lautete vor zehn Jahren eine augenzwinkernde Bestandsaufnahme.

Welche Erfahrungen haben meine Vorstellungen vom Pfarrberuf und von Pfarrerinnen geprägt? Was daran beschäftigt mich heute als angehende Theologin? Was lähmt und hemmt, was inspiriert und ermutigt?

Eine Spurensuche von Katharina Alder, Studentin der Evangelischen Fachtheologie und der Internationalen Entwicklung im 9. Semester.

1 980 war das Ringen um die gleichgestellte Frauenordination in Österreich nach Jahrzehnten endlich ausgestanden und ich, wie viele meiner Studienkolleginnen, noch nicht geboren. Die Möglichkeit, uns zur Pfarrerin ausbilden zu lassen und diesen Beruf, zumindest rechtlich den männlichen Kollegen gleichgestellt, auszuüben, erscheint uns selbstverständlich. Doch beim Nachdenken über mein „Pfarrerinnen-Bild“, über die Vorstellungen und damit verbundenen Gefühle, über positive oder negative Vorbilder, greife ich überraschend oft ins Leere. Die Möglichkeit scheint selbstverständlich, doch wenig hat sich in Bildern oder Typen in mir festgesetzt.

Als mir die Idee, dass mich Fragen zu Theologie oder Pfarrberuf einmal in dem Maße beschäftigen würden noch fern liegt, sammle ich erste Erfahrungen dazu, erlebe Situationen, die mich prägen. Die Personen, die mir in dieser Zeit das Glauben, die Religion, in Anfängen auch die Theologie nahe bringen, sind Frauen – Religionslehrerinnen, Gemeindepädagoginnen. Sie sind wichtige, prägende Figuren mit Vorbildwirkung – aber keine Pfarrerinnen. Die Personen, die ich predigen höre, Gottesdienst halten und Konfirmandenunterricht geben, das sind Männer. Sie sind mir weniger nahe, aber sie prägen mein Bild vom Pfarrberuf, das mir bis heute immer wieder vage, distanziert und mit mir eigentlich nicht zusammenhängend erscheint.

Die erste Pfarrerin, die ich intensiver erlebe, bleibt die wichtigste. Kathrin Ritter übernimmt,

als erste Frau nach einer Reihe von Männern, unseren Oberstufen-Religionsunterricht. Ich erlebe sie zunächst nur als Lehrerin mit einer besonderen Begeisterung für das Fach und einer bemerkenswerten Offenheit für Fragen und Probleme, die darüber hinausgehen. Im Lauf der Jahre wird sie auch Freundin und ich nehme sie als Pfarrerin wahr. Hier begegnet mir zum ersten Mal eine Identifikationsfigur; eine, die meinem eigenen Denken und Fühlen, Wahrnehmen und Beurteilen ausreichend nahe erscheint – noch nicht mit ernsthafter Zukunftsperspektive, sondern durch Nachvollziehen des Erzählten, durch den Versuch, mich in sie hineinzusetzen, um zu verstehen.

Begeisterung und Relativierung

Was ich damals beim Zuhören empfinde, kommt den ambivalenten Gedanken und Gefühlen, die wir Studienkolleginnen im Bezug auf den Pfarrberuf teilen, recht nahe. Da ist ganz viel aufgeblühte Begeisterung, über Möglichkeiten, über Erfolge, über Menschen und Kontakte und Nähe, über Freiheit und Selbstständigkeit. Sie hat dann mir gegenüber das entstandene Bild zurechtgerückt, um bei mir keine unreflektierte Entscheidung herbeizuführen. Ihre Relativierung: Dass ich mir das schon gut überlegen soll, dass es ein anstrengender Beruf ist, 60 Stundenwoche nicht ausgeschlossen, und wenn es um Karriere oder Geld verdienen geht nicht gerade ideal. Das erschreckt mich nicht weiter. So eine Entscheidung kann man bewusst treffen und sich darauf einlassen. Was tiefer geht, höre ich nicht als verallgemeinerbare Schwierigkeit thematisiert sondern bleibt vielmehr als bitterer und manchmal verbitternder Nachgeschmack von Erzählungen in mir zurück.

Später kommt es, im Gespräch mit befreundeten Studienkolleginnen wieder hoch. Wir kreisen um die Frage der Berufswahl und versuchen, das Für und Wider abzuwägen, tauschen Ängste und Visionen aus. Was zurückschrecken lässt, ist unterschiedlich.

Etwa die Vorstellung, bei all dem Engagement, der Begeisterung und den Ideen gegen Mauern zu rennen. Auf Hindernisse zu stoßen, die nichts mit unserer Ausbildung oder Kompetenz zu tun haben, sondern die uns aus an-

deren Gründen in den Weg gelegt werden. Ausgebremst zu werden, weil Menschen das Alte noch zu lieb ist und wir als Neue dem Alten nicht entsprechen. Gleichzeitig das Bewusstsein, dass es auch an einem selbst ist, Kompromisse zu schließen und diplomatisch zu sein. Und die Befürchtung, die Grenze nicht gut ziehen zu können zwischen dem, was bei selbstkritischer Betrachtung aufgebbar erscheint, und dem, was aufzugeben frau wirklich nicht bereit ist, weil es an die eigene Substanz geht. Die Sorge, auf versteinerte Traditionen zu stoßen, neben männlichen Kollegen auf Kindergottesdienst, Frauenkreis und Krankenhausbesuche festgeschrieben zu werden.

Das Pfarrhaus als Glashaus ohne privaten Rückzugsraum, das das gesamte Leben dem Urteil anderer ausliefert, das es schließlich unmöglich macht, sich zu kleiden, zu feiern, zu lieben so wie man es gerade möchte. Mit dem ebenfalls Theologie-gebildeten Partner, trotz bester Vorsätze beiderseits, doch wieder in das klassische Muster zu verfallen: er voll berufstätig und sie, wenn sich's halt grad ausgeht, ein bisschen Unterricht oder hin und wieder ein Gottesdienst ... auf Kosten der eigenen Pläne und Ziele. Oder, vor dem Hintergrund der eigenen toleranzgemeindlichen Prägung, die viel Schönes und liebevoll Erinnerung enthält, von der aber auch vieles aufgegeben und umgewälzt wurde im Lauf des Studiums, vor diesem Hintergrund also die Vorstellung, mit den teils neu erkämpften Vorstellungen und Zielen in genau diese Umgebung wieder zurückgeschickt zu werden und sich hier zu zerstrudeln.

Vieles lässt sich zusammenfassen in Ulrike Frank-Schlambergers 1995 formulierten Fragen: „Ob wir in diesem Amt wirklich die gleichen Berufschancen haben?“ „Ob wir darin leben können oder nur noch funktionieren?“

Rückhalt am eigenen Weg

Die Gespräche unter Kolleginnen sind auch ein Ort, der inspirieren kann, an dem uns dann plötzlich die Begeisterung beflügelt und der Tatendrang überrascht. Hier werden Pläne geschmiedet und Zukunftsvisionen entworfen. Begeisterte Aufregung im Gedanken, etwas mitgestalten zu können, mit unserem Einsatz

gemeinsam zu prägen und vielleicht etwas Neues zu schaffen.

Mit dem Gedanken an die bereichernde Erfahrung von Gemeinsamkeit, von „an einem Strang ziehen“, von Rückhalt und Solidarität kehrt meine Erinnerung zurück zu Kathrin und dem Trauergottesdienst kurz nach ihrem Tod. Hier begegnen mir das erste Mal mehrere der amtierenden österreichischen Pfarrerinnen gemeinsam. Sie erinnern sich an Begegnungen mit Kathrin. Sie trauern und sie sind wütend über das, worunter sie in ihrer Gemeindegemeinschaft immer wieder gelitten hat.

Diese Szene und die Gespräche mit meinen „Theologie-Freundinnen“ bringen bei mir das zum Klingen, was wir bei aller Verschiedenheit momentan miteinander teilen. Charlotte Dantine riet jüngeren Theologinnen-Generationen: „Sich durch niemanden und nichts daran hindern zu lassen, das Evangelium zu verkünden“. Und dass es doch meistens ... oft ... immer wieder zumindest eine schöne Herausforderung ist, sich den eigenen Weg zu suchen.

Die verwendeten Zitate stammen aus:
Birgit Meindl, Die Fülle des Himmels – die Hälfte der Arbeit. 30 Jahre Frauenordination in der Evangelischen Kirche in Österreich, Wiener Beiträge für Theologie und Gemeinde IV, Wien 1995, S 6.7.99



Frauen im geistlichen Amt

Der Weg zur Gleichstellung in den evangelischen Kirchen Österreichs

Ein Beitrag von Pfarrerin Mag. Birgit Meindl

In diesem Jahr feiern wir 25 Jahre rechtliche Gleichstellung in der evangelischen Kirche A.B. in Österreich. Es geht um Gleichstellung der Frauen mit den Männern, also längst kein aufregendes Thema mehr. So scheint doch mit der Erstellung gleicher rechtlicher Rahmenbedingungen für beide Geschlechter jegliche Diskriminierung aufgehoben und jedwede berufliche Möglichkeit innerkirchlich eröffnet worden zu sein.

Keine Frage – der Weg war lang und steinig. Der Durchbruch 1980 ein großer Erfolg, wenn auch im Vergleich mit anderen deutschsprachigen Landeskirchen ein später.

Lassen wir also in diesem Jahr einmal Revue passieren wie alles gekommen ist, wo die Erfolge waren und die Rückschläge. Es ist wichtig zu würdigen, was war um schätzen zu können, was ist, und letztlich auch um die Zukunft zu gestalten.

Alles begann mit der Zulassung von Frauen zum Universitätsstudium der Theologie 1928. Von diesem Zeitpunkt an war klar: die Abgängerinnen würden in ihrer Kirche arbeiten wollen. Aber welche Arbeitsbereiche könnten ihnen angemessen sein?

1930 war es dann soweit. Kandidatinnen der Theologie konnten als Pfarrgehilfinnen ohne Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung in den Pfarrgemeinden, die dazu bereit waren, ihren Dienst tun.

Zehn Jahre dauerte es bis das Rechtsverhältnis dieser Theologinnen definiert wurde. Ab 1940 konnten sie je nach kirchlichem Bedarf in die Kandidatenliste aufgenommen werden. Sie hatten ein einjähriges Lehrvikariat als Pfarrgehilfin zu durchlaufen. Danach waren sie Vikarin ohne Ordinationsmöglichkeit. Auch eine Aufgabenbeschreibung wurde erstellt. Dazu gehörte die Seelsorge an Frauen und Kindern, Unterricht, Bibelstunden, Kanzleiarbeiten, später dann auch Jugendarbeit.

Diese ersten Vikarinnen verdienten 80% des Gehaltes ihrer männlichen Kollegen und hatten keinen Anspruch auf Dienstwohnung, Mietentschädigung, Kinderzuschlag und Kindererziehungsbeihilfe.

Zwischen 1930 und 1940 hatten sich die Zeiten gravierend geändert. Das Frauenbild der NS-Zeit, das zunächst die Mutterschaft und die „typisch weiblichen“ Tätigkeiten als für die deutsche Frau angemessen propagierte, konnte durch den Kriegsverlauf an vielen Stellen so nicht durchgehalten werden. Aus pragmatischen Gründen – eben durch das Fehlen der Männer – wurden Frauen in zahlreichen Berufen verstärkt eingesetzt. So pragmatisch war auch die evangelische Kirche Österreichs.

Am 2. Juni 1942 erließ der Oberkirchenrat eine Notverordnung und Theologinnen erhielten die Predigerlaubnis für Gottesdienste in schlichter Form. In dieser Zeit haben zahlreiche Frauen Großartiges geleistet.



Stellvertretend für viele andere erwähne ich hier Charlotte Dantine, Theologin und Pfarrfrau, die meist ganz allein, trotz kleiner Kinder, ihr Mann im Krieg, die Pfarrgemeinde Wallern versorgt hat – mit dem Fahrrad und in der Zeit der Tieffliegerangriffe sogar unter Lebensgefahr. Sie

hat es getan um des Wortes Gottes willen. Ich weiß nicht ob Frauen wie ihr wirklich ausreichend gedankt worden ist, für das, was sie für andere und letztlich auch für ihre Kirche getan haben. Ich kann mir vorstellen, dass es von Seiten der Gemeinden schon so war, von Seiten der damaligen Kirchenleitung jedoch nicht. Was Frauen im geistlichen Amt betraf, war durch die Erfahrungen der Kriegszeit kein grundsätzliches Umdenken erfolgt.

Sobald die Männer aus dem Krieg zurück waren, wurde die Notverordnung aufgehoben. Predigerlaubnis, Sakramentsverwaltung und Ordination waren damit wieder in weite Ferne gerückt. Übrig blieben wieder „typisch weibliche“ Tätigkeiten wie z.B. der Religionsunterricht. Den Theologinnen war das zu wenig.

1955 lag der 5. Generalsynode ein Antrag der Theologinnen auf Zulassung zur Ordination und zur vollen Ausübung des geistlichen Amtes vor. In einer Denkschrift argumentierten

sie so: „Der Auftrag in Wort und Leben Zeuge Christi zu sein, gilt allen Gliedern der Gemeinde, ob Mann oder Frau. Da vor Christus alle in gleicher Gnade stehen, gilt auch für alle die gleiche Pflicht. Es gibt im Neuen Testament kein autoritäres Amtsverständnis. Die Kirche ist nicht nur inkonsequent, wenn sie das Theologiestudium erlaubt, die Ordination und die Ausübung des geistlichen Amtes aber ablehnt, sondern sie handelt auch gegen den Geist und die Weisung des Neuen Testaments.“ Die Generalsynode lehnte den Antrag ab.

Erst 1965 kam es zum ersten Durchbruch, wobei es zunächst gar nicht danach aussah. Der 6. Generalsynode lag ein Antrag des Ausschusses für Frauenordination auf eine Art eingeschränkte Ordinationsmöglichkeit für Frauen vor.

Als Arbeitsbereiche für Theologinnen wurden u.a. Werke und Verbände (Innere Mission, Frauenarbeit, Jugendwerk, Rundfunk, Fernsehen, Pressearbeit, Filmdienst), Kranken- und Gefangenenseelsorge sowie Religionsunterricht genannt. Weder sollten sie auf eine Pfarrstelle wählbar sein noch die Befähigung zur Leitung einer Abendmahlsfeier erhalten. Bei einer Heirat müssten sie automatisch aus dem kirchlichen Dienst ausscheiden. Den Superintendentenversammlungen von Kärnten und Burgenland war das zuwenig. Sie forderten die volle Gleichstellung mit den Männern.

Der Antrag wird schließlich an den Ausschuss für Frauenordination zurückverwiesen. Ein Grund dafür waren die theologischen Unschärfen, die in ihm enthalten waren. So war die Unterscheidung von Taufe und Abendmahl unhaltbar. Schon die Unterscheidung von Wort und Sakrament war problematisch, als ob das Sakrament den Menschen mehr mit Gott verbinde als das Wort. Schließlich hatte der Ausschuss nur in zwei Sitzungen getagt und das war bei so einem strittigen Thema eindeutig zuwenig.

Einen Tag später legt Bischof May als Obmann des Ausschusses einen modifizierten Antrag vor. Dieser soll die Freiheit von Wort und Sakrament wahren, die Gleichmäßigkeit von Taufe und Abendmahl respektieren und

Rücksicht auf die Gemeinden nehmen. Die Theologinnen sollen nach der Amtsprüfung ordiniert werden und alle Rechte des geistlichen Amtes ausüben können. Sie sind auf die Stelle einer Pfarrvikarin wählbar. Auf ein selbstständiges Pfarramt können sie nur auf ausdrücklichen Wunsch der Gemeinden berufen werden. Bei Eheschließung muss die Theologin aus dem Dienst der Kirche ausscheiden. Aber immerhin werden Pfarrvikarinnen den Pfarrern gehalten gleichgestellt.

So wurde es beschlossen. Bis zur vollen rechtlichen Gleichstellung sollten nochmals 20 Jahre vergehen. Diese waren immer wieder geprägt von harten Diskussionen bezüglich Amts- und Eheverständnis. „Man kann nicht zwei Herren dienen“, war der Tenor derer, die verheiratete Frauen im geistlichen Amt ablehnten. In dieser Argumentationsweise spiegelte sich immer wieder ein ganz patriarchal geprägtes Eheverständnis. Organisatorische Rahmenbedingungen wie Karenz und Kinderbetreuung wurden als unüberwindliche Hindernisse deklariert.

Trotzdem – langsam aber sicher bewegte sich etwas. Die Befürworter und Befürworterinnen der Gleichstellung wurden immer mehr. Dazu beigetragen hat sicher auch der Zusammenschluss studierender und arbeitender Theologinnen zu einem losen Arbeitskreis. Gemeinsam erarbeiteten sie Schritte, die sie der erhofften Gleichstellung näher bringen würden. So leisteten sie auf der KuratorInnen- und PresbyterInnenversammlung 1978 in Deutschfeistritz zum Thema „Die Frau im geistlichen Amt unserer evangelischen Kirche in Österreich“ Überzeugungsarbeit bei den dortigen TagungsteilnehmerInnen. Sie verfassten ein Elaborat, in dem sie ausführlich auf alle genannten Schwierigkeiten (z.B. Karenzzeiten usw.) eingingen. Sie nahmen brieflich und persönlich Kontakt zu Synodalen auf um mit ihnen über ihr Anliegen ins Gespräch zu kommen.

1980 auf der 9. Generalsynode war es dann soweit. Brief und Elaborat erging an alle Synodalen. Ein Infostand auf der Synode wurde errichtet. In den Kaffeepausen machten die Theologinnen immer wieder Gesprächsangebote für jene, die die Betroffenen selbst hören



■ ■ ■ wollten. Letztlich wäre ohne Vorarbeiten der Theologinnen die Gleichstellung wohl abgelehnt worden. Denn im Antrag des Oberkirchenrates war der Passus enthalten: „Weiterbelassung im Dienst wegen persönlicher, dienstlicher und rechtlicher Komplikationen unmöglich.“

Dagegen äußerte sich Univ. Prof. DDR. Albert Stein in seinem Initiativantrag: „Im vorliegenden Antrag des evang. OKR gibt es zwar Verbesserungen, aber man hört vor allem das Nein. Müssen bei einer solchen Regelung die Frauen bei geringsten Versäumnissen ein Disziplinarverfahren befürchten? Ist es theologisch richtig, wenn die Stiftung des geistlichen Amtes und die Stiftung der Ehe, die in der Hl. Schrift und den Bekenntnisschriften nebeneinander steht, im Verhältnis von oben und unten zueinander stehen? (...) Der Friede in der Kirche ist bedroht, wenn es so viel gegenseitiges Missverständnis gibt. Wir müssen aufeinander zugehen – nicht in halben, sondern in ganzen Schritten.“ Und so war es dann auch. Nach dem Schlusswort von Albert Stein wird sein Antrag mit 40 Für- und 25 Gegenstimmen bei zwei Stimmenthaltungen angenommen.

Das Ziel der rechtlichen Gleichstellung von Theologinnen und Theologen war erreicht. Es konnte einerseits durch den Druck der Basis, z.B. der Anträge der Superintendentialversammlungen Kärnten und Wien, sowie der Überzeugungsarbeit zahlreicher geistlicher Amtsträger und Amtsträgerinnen erreicht werden. Unterstützend hat sich auch das Engagement der evangelischen Kirche H.B. ausgewirkt, die die rechtliche Gleichstellung wesentlich früher beschlossen hatte. Weiters dürfte sich auch die längst gängige Praxis innerhalb Deutschlands und der Schweiz fördernd auf das Anliegen der Theologinnen Österreichs ausgewirkt haben. Die Theologinnen selbst haben jedenfalls durch zahlreiche Artikel, in vielen Einzelgesprächen sowie durch konkrete Vorschläge zur Lösung anfallender Probleme entscheidend zu ihrer Gleichstellung beigetragen.

Heute, 2005, ist rechtlich gesehen alles gut. Frauen und Männer arbeiten in dieser Kirche

partnerschaftlich neben- und miteinander. Meistens jedenfalls. Es gibt eine Gleichstellungskommission, die die Gleichstellung von Männern und Frauen auf allen Ebenen der Kirche fördern will. Sie ist wichtig, wenn es um Diskriminierung aufgrund des Geschlechts geht. Frauen und Männer aller kirchlichen Ebenen können sich an sie wenden, wenn sie wahrnehmen, dass ihnen Nachteile aufgrund ihres Geschlechtes erwachsen. Dann wird die Gleichstellungsbeauftragte aktiv – ganz im Rahmen des Gesetzes selbstverständlich.

Eine Frage bleibt aber nach wie vor offen. Wie gehen wir mit Diskriminierung um, die sich nicht rechtlich erfassen und beschreiben lässt. Was geschieht z.B., wenn eine Gemeinde sehr nach dem Geschlecht der KandidatInnen geht, wenn sie ihre ausgeschriebene Pfarrstelle



besetzt? Wie werde ich wahrgenommen im geistlichen Amt als Pfarrerin, als Pfarrer. Ist es ein Vorteil oder doch ein Nachteil, wenn ich als Theologin dem inneren Bild vieler von einem Herrn Pfarrer nicht entspreche. Macht das Freiräume auf oder macht es mir die Arbeit schwerer?

Ich persönlich habe beide Erfahrungen schon gemacht, und ich vermute, anderen geht es auch so. Die Gleichstellung von Frauen und Männern in den Köpfen der Menschen ist noch nicht zu einem Ziel gekommen. Da spiegelt sich immer wieder – auch in unserer Kirche – die Gesellschaft wie sie eben ist. Mitunter schon sehr partnerschaftlich – mitunter aber immer noch patriarchal in ihrem Denken und Handeln. In diesem Spannungsbogen leben und arbeiten auch wir Theologinnen. Die großen rechtlichen Erfolge haben wir erkämpft, jetzt geht es um die Mühen der Ebene, um das Arbeiten mit inneren Bildern, um das Verändern von Strukturen, um die stetige Auseinandersetzung an der Basis. Letztlich geht es aber damals wie heute um das Eine.

Charlotte Dantine hat das in einem Gespräch einmal so ausgedrückt, als ich sie um ihren persönlichen Rat für die jüngere Generation der Theologinnen gebeten habe: „Was ich für einen Rat geben kann? – sich durch niemanden und nichts daran hindern zu lassen, das Evangelium zu verkünden.“

Zum Thema „Salbung“

Salbung ist Segen, der unter die Haut geht – Bausteine für eine Salbungsfeier

Die in der Mitte des Heftes zusammengestellten Bausteine können gemeinsam mit der Bibelarbeit aus dem Heft herausgenommen und gesammelt werden.

Salbung ist nach evangelischem Verständnis kein Sakrament, aber ein wohl-tuender Segen, der unter die Haut geht. Die Anregung zu Salbungen ist aus der Ökumene in die evangelischen Gemeinden gekommen. Die Salbung gilt nicht nur Kranken, sondern allen Mühseligen und Beladenen und Menschen, die eine große Aufgabe vor sich haben.

Die Salbung, im alten Orient zunächst allein ein Mittel der Körperpflege und Medizin, wandelte sich in alttestamentlicher Zeit auch zu einem religiösen Ritual der Heiligung sowie der Übertragung eines Amtes (König, Priester). Dabei wurde duftendes Salböl oder Balsam verwendet, das meist sehr kostbar war und in entsprechenden wertvollen Gefäßen aufbewahrt wurde.

Bitte um die Gegenwart Gottes

(Kerze anzünden)

*Sei hier zugegen – Licht unseres Lebens
Sei hier zugegen – in unserer Mitte.
Mach unsre Sinne – wach für dein Kommen.
Zeig deine Nähe – dass wir dich spüren.
Weck deine Stärke – komm und befreie uns.
Sende deinen Geist aus – neu uns zu schaffen*

Die Vorbereitung der Salbung:

Schaffen Sie eine ruhige, vertrauensvolle Atmosphäre, denn eine Salbung berührt Menschen oft sehr tief.

Gehen Sie zu Zweit zusammen. Berühren Sie Ihr Gegenüber mit sanften, festen Händen. Sprechen Sie die andere Person mit ihrem Namen an und fragen Sie, ob sie gesalbt werden möchte und wenn ja, an welchem Körperteil (Hände, Stirn, Nacken...). Überlegen Sie in der Stille, worin diese Salbung Sie bestärken und wobei die Salbung Ihnen innere Kraft geben soll.

SALBUNG DER STIRN

*Durch diese Salbung helfe dir Gott
in seiner ganzen Liebe
und seinem reichem Erbarmen.
er stehe dir bei
mit der Kraft des Heiligen Geistes.
Amen*

SALBUNG DER HÄNDE

*Der liebende Gott löse deine Angst
und verbinde dein Leiben mit seiner
Lebendigkeit.
Er leite, führe und bewahre dich,
richte dich auf
und schütze dich in seiner Liebe
Amen*

Nach Karin E. Leiter

SEGNUNG

*Gott, der dich geschaffen hat aus Liebe
schließe dich in seine Arme.
Was verknotet ist, helfe er lösen.
Die Liebe, die du schenkst,
komme tausendfach auf dich zurück.
Gott, der dich geschaffen hat aus Liebe
schließe dich in seine Arme
und schenke dir neue Kraft.*



*Ubi caritas et amor,
ubi caritas Deus ibi est.*

*Wo die Liebe wohnt
und Güte,
wo die Liebe wohnt,
da ist unser Gott.*

EG 645

Text: St. Gallen 8. Jh.
Taizé 1981



HERSTELLUNG EINER SALBE:



5 g Bienenwachs und 25 g Wollfett (beides aus der Apotheke) in einem Wasserbad erhitzen, wieder abkühlen lassen.

Bevor es wieder ganz fest geworden ist: 3 Tropfen Ringelblumenöl (oder anderes Kräuteröl)

Für den guten Geruch einen Tropfen ätherisches Rosenöl dazugeben

Zu ihrem Gedächtnis ...

*Die Salbung durch eine namenlose Frau in Bethanien
(Markus 14,3–9)*

„Die Salbung in Bethanien“ ist eine Geschichte von Verausgabung, von Luxus, von Übertreibung und von Hellsichtigkeit solidarischer Liebe. Eine Bibelarbeit nach Dorothee Sölle, fortgeschrieben von Barbara Heyse-Schaefer



Der Schauplatz ist das Haus Simons in Bethanien, ein Dorf, das nur durch ein Tal von Jerusalem getrennt ist. Eine Frau tritt ein und geht zum Tisch, wo Jesus zum Essen eingeladen ist. Aus dem Kreis der zu Gastmählern Eingeladenen sind Frauen im Allgemeinen ausgeschlossen, höchstens als Gastgeberin könnte sie dort erscheinen. Aber sie geht mitten hinein in die Männerrunde. Im Hause eines Aussätzigen sind auch Berührungen tabuisiert. Aber die stellt sich mit ihrer Geste in die körperliche Nähe zu dem, der dem Tod geweiht ist.

Sie spricht kein Wort, sondern handelt. Wortlos durchbricht sie mehrere Tabus. Als beträte sie einen dieser „men only“ Klubs, als gälten die Vorsichtsmaßnahmen gegenüber Aidskranken für sie nicht. Und als gäbe es die jahrhundertealten Warnungen vor der überflüssigen Putz- und Vergnügungssucht der Frauen in ihrer Welt nicht!

Sie zerbricht eine Alabasterflasche mit Parfüm, und gießt Öl auf Jesus Haupt. Es ist ein Luxusöl, das in die Häuser der Reichen und die Paläste der Könige gehört, aber nicht in dieses einfache Haus eines jüdischen Mannes. Der Wert dieses Luxusgutes wird mit dreihundert Denaren angegeben, das war so viel wie der Jahreslohn eines Landarbeiters, wenn er das Glück hatte, dreihundertmal im Jahr Arbeit zu finden. Aber das alles kümmert sie nicht, sie verschenkt alles, was sie hat. Sie erträgt auch die Empörung der anderen eingeladenen Gäste, die sie grob anfahren und zurückzuschrecken versuchen. Sie beachtet sie gar nicht, sie ist ganz in dem, was sie tut.

Die Tat dieser Frau sprengt jeden Rahmen: Solch ein Luxusöl bei einer gewöhnlichen Mahlzeit dürfte auch bei den Superreichen in Rom nicht üblich gewesen sein.

Der Kontrast zwischen Jesu Lebenswirklichkeit als Märtyrer und der Kostbarkeit seines Leibes, die diese Frau zelebriert, ist nicht größer zu denken. Sie schmückt den Leib dessen, der bald als der Allerverachtetste zu Tode gefoltert werden wird. Tut sie ihm diesen Liebesdienst, weil sie ahnt, was geschehen wird?

Jesus ist tief berührt von dem, was die Frau in Bethanien getan hat, und spricht die großen, nachdenklichen Worte: „Wahrlich, ich sage euch: Wo das Evangelium gepredigt wird in aller Welt, das wird man auch das sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie jetzt getan hat.“

Namenlos, doch unvergessen

Aber dieselbe Frau, deren Gedächtnis in die Mitte des Evangeliums gehört, hat in dieser Überlieferung nicht einmal einen Namen. Wie soll man da ihrer gedenken?

Auf jeden Fall sagt die Namenlosigkeit dieser Frau sehr viel über die Realität von Frauen aus. Sie ist ein Symbol für die Unsichtbarkeit und Verdrängung von Frauen in der Bibel und ihrer Wirkungsgeschichte geworden.

Trotzdem Jesus von der überschwänglichen Liebe dieser Frau ergriffen ist, zeigen nicht nur die anwesenden Gäste damals, sondern die verschiedenen Bibelausleger bis heute: das Verhalten dieser Frau hat etwas Anrühiges, Skandalöses an sich! Auf jeden Fall handelt es sich um einen Verstoß gegen Herkommen, Sitte und Tabu.

„Da werden – so mir nichts dir nichts – ungeheure Werte vernichtet! Wenn sie ihm Perlen und Edelsteine geschenkt hätte, deren Wert wäre nicht verloren gegangen! Aber Salben verdunsten und verlieren innerhalb von Stunden ihren Duft! Ganz zu schweigen von der Verpflichtung für Arme zu sorgen!

Die Anwesenden werden richtig aggressiv: sie zürnen und schnauben gegen sie: Diese Frau hat verschwendet!

Viele Bibelausleger bis heute haben sich an dem Konflikt von Armenfürsorge kontra verschwenderische Salbung Jesu festgebissen und darüber die Frau vergessen.



Diese Frau hat verschwendet und ihre Verschwendung ist wichtig!

Die Armen sind auch wichtig. Darum geht es hier aber gar nicht. Werden die Armen hier nicht missbraucht um eifersüchtig die Tat dieser Frau zu schmälern? Jesus weist das „Geiz ist geil!“ der Jünger zurück und begreift das Handeln dieser Frau als ein Handeln der Liebe. Unvernünftig wie so manches, was wir aus Liebe tun.

Die Verschwendung und Übertreibung, der Luxus und die Verausgabung sind für Jesus wohltuend im Angesicht seines Todes. In Erinnerung an die Salbung der großen Könige wie Saul und David soll hier verdeutlicht werden: Jesus ist der Messias, der Gesalbte Gottes. Eine Königssalbung also nimmt diese Frau in Bethanien vor. Und damit handelt sie höchst politisch. Durch ihre Salbung spricht sie aus, wer Jesus wirklich ist: ein König. Ein König, der den Machthabern der Welt gerade dadurch gefährlich wird, dass er im Leiden und im Sterben seine Macht beweist. So handelt diese unbekannte Frau aus Bethanien wie eine Prophetin, wie eine Prophetin der Liebe. Zärtlich salbt sie – auf das Leiden und Sterben Jesu vorausschauend – diesen zum König. Damit wird diese Königssalbung zugleich zur Totensalbung, wie Jesus deutend sagt: „Sie hat meinen Leib im voraus gesalbt für mein Begräbnis.“ Jesus, der mit dem Schlimmsten rechnen muss, fühlt sich von dieser Frau verstanden und gestärkt.

Anstecken lassen von einer Prophetin der Liebe

Diese Frau hat all ihr Vermögen, ihre Sinnlichkeit, ihre Liebe zum Leben ins Spiel gebracht. Sie hat nicht gefragt, was es kostet, was es einbringt, wie es wirkt und ob es ihr schaden könnte. Sie hat sich ganz verschent.

Wir sollen „zu ihrem Gedächtnis“ erzählen von ihrem liebenden, prophetischen Tun, von ihrer heiligen Verschwendung. Und wir sollen uns anstecken lassen von ihr: Warum nicht eigentlich auch öfter „zu ihrem Gedächtnis“ handeln, zum Gedächtnis jener Frau aus Bethanien, die uns ermutigt zu überschwänglicher Liebe, zum Wahrnehmen des Leidens und zum prophetischen Wirken?

Eine namenlose Frau hat ein einzigartiges und unübersehbares Zeichen für die Kostbarkeit des Lebens gesetzt. Gegen die Tradition des Leibfeindlichkeit und des Vergessens sollten wir sie in unserem Gedächtnis behalten.

Literatur:

Dorothee Sölle: Namenlos, doch unvergessen.

In Junge Kirche 2/93, S 162–164

Elisabeth Schüssler Fiorenza: Zu ihrem Gedächtnis, 1983



NAMENLOSE FRAUEN DES NEUEN TESTAMENTS

*Die Syrophönizierin (Mk 7,26;
eine offensichtlich alleinerziehende Mutter),*

die blutflüssige Frau (Mk 5,25),

die gekrümmte Frau (Lk 13,11),

die „Sünderin“ (Lk 7,36),

die Salbende (Mk 14,1)

und die Samariterin (Joh 4,9,18).

DIE SALBUNG NACH JAKOBUS 5, 13–15

*„Leidet jemand unter euch, der bete;
ist jemand guten Mutes, der singe Psalmen.*

*Ist jemand unter euch krank;
der rufe zu sich die Ältesten der Gemeinde,
dass sie über ihm beten und ihn salben mit Öl
in dem Namen des Herrn.*

*Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken
helfen, und der Herr wird ihn aufrichten;
und wenn er Sünden getan hat, wird ihm
vergeben.“*

*Als Mittel der Heiligung, also zur Weihe von Priestern, Propheten
und sakralen Gegenständen wird ein Salböl erstmals im 2. Buch Mose
(30, 22–33) des Alten Testaments beschrieben. Es musste aus Myrrhe,
Zimt, Kalmus und Cassia bestehen.*

*Diese aromatischen Pflanzenbestandteile wurden in Olivenöl gemischt,
das ihren Duft aufnahm.*

*Die rituelle Salbung eines Königs erscheint erstmals im 1. Buch der
Könige. Dort wird berichtet, der Prophet Samuel habe Saul zum ersten
König von Israel gesalbt.*

*Das Ritual, das auch an Sauls Nachfolgern, David und Salomon, vollzogen
wurde, sollte dem Herrscher göttliche Gnade und einen herausgehobenen
Status unter den Menschen verleihen, ihm aber auch vor Augen führen,
dass er seine Macht wiederum Gott verdanke.*

*Die Vorstellung der Ankunft eines Maschiach, also eines „Gesalbten“ ist
mit der Wiederherstellung des alttestamentlichen Königtums verbunden.
Der hebräische Begriff „Maschiach“ wurde später mit „Christos“ ins
Griechische und mit „Christus“ ins Lateinische übertragen.*

*Mit dem Wort Messias/Christus wird im Neuen Testament Jesus von
Nazareth bezeichnet, um ihn als Nachkommen Davids und als den
erwarteten Messias darzustellen.*



CONTRA: Wenn Synodale die geistliche Gleichberechtigung diskutieren ...



Wenn Synodale die geistliche Gleichberechtigung der Frauen diskutieren, dann machen sie aus ihrem Herzen keine Mördergrube, sondern sie lassen „den Macho“ raus, um dann 1980 erstaunlicherweise just diese Gleichberechtigung zu beschließen.

So arg wie bei einer r.k.-Synode im Mittelalter, wo darüber diskutiert wurde, ob Frauen eine Seele hätten und daher Menschen wären, war es natürlich nicht, aber immerhin:

Univ.Prof. Lüthi verlangte, dass man auch mit den Betroffenen reden sollte. Frauen hätten doch auch „Menschenrechte“, hm!! Und Senior Guttner hat erkannt, dass die Frauenfrage keine finanzielle Frage sei. Pfr. Wehrenfennig kann sich nicht vorstellen, dass eine Frau ein Pfarramt betreut und im „Nebenberuf“ ihre Kinder betreut. Kirchenkanzler Eidenbergers Überlegungen sind tiefeschürfender – „Was macht eine Pfarrerin, wenn sie ein Begräbnis bei minus 20 Grad halten soll?“ Gottseidank kommt ein rettender Zwischenruf: „Sie soll eine warme Unterhose anziehen!“ Prof. Sauer befürchtet, dass die Frauen, wenn man ihnen den Zölibat aufzwingt, in schlamperte Verhältnisse flüchten werden. LSI Gyenge ist gegen die Diskriminierung der Frauen, aber „für grundsätzlich bestimmte praktische Begrenzungen“, verrät aber nicht, welche. Und OKR Fischer weiß, dass seine Gemeinden nicht bereit sind, ihr Bewusstsein zu ändern. OKR Karner meint immerhin: Wenn man einer Frau nicht den „verrückten Arbeitsstil“ eines Pfarrers zumuten will, dann dürfte man aller-

dings so eine Schinderei auch nicht einem Pfarrer zumuten.“ Zwischendurch zieht Bischof Sakrausky alle Register der Geschäftsordnung und beschwörender Argumentation.

LKK Stekel: „Was geschieht mit der Pfarrerin, wenn ihr Mann den Wohnsitz wechselt?“ Für Prof. Bünker wird die lutherische Kirche immer hinterwälderischer. Und wieder zwischendurch eine Phalanx für die Gleichberechtigung: Lüthi, Kur. Iglar, Prof. Lindeck-Pozza, Pfr. Lissy, Kur. Pusch, Dr. Herta Pyrker.

Und kaum jemand lacht, wenn vom „weiblichen geistlichen Amtsträger“ die Rede ist. Zur Vermeidung von Missverständnissen will Rektor Hülser in der KV „Liebesarbeit“ durch „Diakonische Arbeit“ ersetzt haben. Und Pfr. Rathke legt Wert darauf, dass die Frau im Pfarramt kein Problem ist, sondern Probleme hat. Der glühendste Befürworter der frauenfreundlichen Regelung war Univ. Prof. DDr. Albert Stein. Er regte sich dabei so auf, dass ihn der besorgte OKR Karner immer wieder beruhigen musste. Ein Kabinettstück war die Rede von Sup. Sturm, Salzburg. Er redete 15 Minuten, verriet aber erst im letzten Satz wofür bzw. wogegen er sei.

Und Sup. Reingrabner plädierte für weniger Pathos und mehr Nüchternheit – waren denn die Synodalen trunken vor lauter Frauenthemem? Aber Kirchenkanzler Eidenberger weiß, wohin die Pfarrerin führen wird: „Gehetzte Frauen, vernachlässigte Kinder, frustrierte Ehemänner, Ehebrüche, verfallene Familien.“ Voten wie das von Univ. Prof. Dr. Wilhelm Dantine bewirkten auch die Zustimmung der Generalsynode zur „Pfarrerin“. Bischof Sakrausky gesteht allerdings abschließend: „Hinter dem Wunsch, den Frauen das Pfarramt ohne Schranken zu öffnen, steht allerdings nach seiner Auffassung ein Menschenbild, das er als Lutheraner nicht billigen kann.“

Aber weil Gott kein „Alt-Lutheraner“ ist, hat er ein Wunder geschehen lassen. Und A.D. 2005 ist die geistliche Gleichberechtigung der Frau in beiden evangelischen Kirchen Österreichs längst eine geistliche Selbstverständlichkeit.

Landessuperintendent i.R. Hofrat Pfarrer Mag.
Peter Karner
(Teilnehmer der Generalsynoden 1978 und 1980)

Im Gespräch

„Vor 25 Jahren gab es noch kein Bild der Pfarrerin, jede von uns hat am Bild ‚mitgemalt‘. Es gibt nicht ‚die‘ eine Art als Frau diesen Beruf auszuüben.“

Das Gespräch mit Seniorin Mag. Ulrike Frank-Schlamberger führte Barbara Heyse-Schaefer.



BHS: Uli, du warst die erste verheiratete Pfarrerin nach der Gleichstellung 1980. Wie beurteilst du den Verlauf deiner Aufnahme als erste Frau im Amt in der Gemeinde?

UFS: Der Weg ins Amt war nicht nur mit Steinen gepflastert, ich würde sagen mit Felsen und Fallstricken versehen! Wie viele Einzelgespräche mit Bischof oder Oberkirchenrat, was ich alles versprechen und zurücknehmen sollte! Ich muss ihnen als furchtbar gefährliche erschienen sein.

Die Gemeinde hatte mich dann ja gewählt und hat mich gut aufgenommen. Ich denke heute, die waren ganz schön mutig! Natürlich waren viele gespannt: wie wird sie das machen. Oft waren das so normale Dinge wie: werden wir sie akustisch verstehen, – ich habe eine laute Stimme –, wie macht sie sich neben einem katholischen Priester bei einer „ökumenischen“ Trauung, da bekam ich besonders viel Anerkennung und Wohlwollen zu spüren –, was sagen katholische Angehörige bei einer Beerdigung. Meine Erfahrung war, dass ich eher in der Kerngemeinde mit Skepsis zu rechnen hatte und weniger mit Fernstehenden.

Anfangs waren wir etwas Besonders

BHS: Du hast gemeinsam mit deinem verstorbenen Mann Wieland vier Söhne. Wie hast du die Vereinbarkeit von Pfarramt und Familie erlebt?

UFS: Meinem Mann und mir war klar, dass es für alle Beteiligten zu anstrengend ist, wenn wir mit Kindern beide voll arbeiten. So haben wir immer wieder Zwischenlösungen gesucht und gefunden: die ersten Jahre hat mein Mann Teilzeit gearbeitet und ich war im Pfarramt, dann wurde getauscht. Viele Jahre lange lebten wir mit einem Au-Pair Mädchen. Dennoch blieb es ein Thema zwischen uns: wer darf, wer muss wo – daheim oder im Bereich der Erwerbsarbeit – wie viel arbeiten. Ich glaube aber nicht, dass uns das von anderen Eltern unterscheidet, dieser Herausforderung müssen wir uns alle stellen, im kirchlichen Bereich wie überall.

BHS: Gab es im Laufe der Jahre Veränderungen am Bild der Pfarrerin, die du bemerkt hast?

UFS: Wenn ich auf die 25 Jahre zurückschaue hat sich viel verändert. Aber am Bild der Pfarrerin? Anfang der 80er Jahre gab es in Österreich kein Bild der Pfarrerin, dafür waren vor meiner Generation zu wenige ins Amt gekommen. So hat jede von uns am Bild „mitgemalt“ indem sie ihre Art Pfarrerin zu sein entwickelt hat, in Anlehnung und Abgrenzung zu den männlichen Kollegen.

Mein Eindruck ist eher, dass sich auch in vielen anderen Bereichen die Frauenbilder verändert haben – vielleicht nicht so viel, wie wir es uns wünschen, aber immerhin. Zum Beispiel hat sich die Vorstellung übers Familienleben zumindest in den Köpfen verändert; für viele junge Frauen und Männer sind heute Vater und Mutter zuständig für das Alltagsleben mit Kindern. Leider gehen noch ganz wenige Väter in Karenz, aber immerhin ist es möglich und einzelne tun es.

Und zu den Pfarrerrinnen: Meine Erfahrung ist: Anfangs waren die Menschen neugierig, wohlwollend, vorsichtig; heute sind wir eine Selbstverständlichkeit, zumindest im Groß-

raum Wien. Anfangs waren wir etwas Besonderes, heute sind viele immer noch etwas Besonderes weil viele Frauen, als Menschen ihren Beruf besonders „gut“ ausüben.

Anfangs waren manche unsicher: Wird sie das können? Werden wir sie verstehen? Redet sie zu leise, schafft sie eine Beerdigung? Und – oh Wunder – sie wurde verstanden, sie schafften vieles, und waren besonders einfühlsam bei Beerdigungen.

Wie viel von diesen Wahrnehmungen darauf zurückzuführen sind, dass ich heute keine Berufsanfängerin mehr bin, das kann ich jetzt nicht so sagen. Auch das wird eine große Rolle spielen.

BHS: Benötigen junge, werdende Pfarrerrinnen heute noch spezielle Unterstützung oder ist alles erreicht?

UFS: Es ist nie alles erreicht! Wie in anderen Berufen auch haben es Frauen trotz der Gleichstellung oft schwerer. Wie viele leitende Positionen unserer Kirche sind mit Frauen besetzt? Nicht sehr viele. Manchmal habe ich den Eindruck, man will eine Pfarrerin gern auf der zweiten Pfarrstelle, aber als erste oder als einzige?

Ich glaube es tut jungen Frauen sehr gut und ist ganz wichtig, dass sie verschiedene Pfarrerrinnen erleben, denn es gibt nicht „die“ eine Art als Frau diesen Beruf auszuüben. Ich hoffe, dass wir über diese Klischees hinwegkommen und gleichzeitig auf der Suche bleiben, wie wir bewusst als Frauen unseren Beruf ausüben. Das täte den Männern übrigens auch gut.

BHS: Welche Aufgaben und Ziele siehst du in der Gleichstellungskommission, deren Vorsitzende du bist?

UFS: Die Kommission soll das Bewusstsein für die unterschiedlichen Lebenswirklichkeiten von Frauen und Männern fördern, soll Programme zur Frauenförderung entwickeln, und soll – gemeinsam mit der Gleichstellungsbeauftragten –, eine Anlaufstelle für Problemfälle sein. Dabei sollen alle Ebenen der Kirche im Blickfeld sein und natürlich geht es nicht nur

um Pfarrerrinnen und Pfarrer und deren Berufswelt, sondern auch um Frauen und Männer, die andere Funktionen und Aufgaben wahrnehmen.

Ein einfaches Beispiel: Wann wird eine Sitzung angesetzt und wem ist es dadurch gut und wem nur sehr schwer möglich daran teilzunehmen? Wer bekommt und nimmt sich wie viel Raum zum reden? Für wen sind die besprochenen Themen relevant? Das Spannende ist, dass oft schon durch die Wahrnehmung und Benennung solcher Themen eine Veränderung beginnt.

BHS: Wie beurteilst du Zusammenarbeit zwischen Theologinnen und Frauenarbeit?

UFS: Ich arbeite gerne mit der Frauen zusammen, und lese mit Vergnügen die efa.

BHS: Danke für das Gespräch.

Heute sind Pfarrerrinnen selbstverständlich

Ulrike Frank-Schlamberger, geboren 1954, kommt aus der Steiermark. 1981 übernahm sie als erste verheiratete Pfarrerin nach der Gleichstellung der Theologinnen eine Pfarrstelle in Wien-Favoriten. Seit 1991 ist sie als Krankenhauseelsorgerin, derzeit am Wiener AKH, tätig.

Sie ist Erwachsenenbildnerin und Supervisorin, sowie für die Ausbildung hauptamtlicher und ehrenamtlicher KrankenhauseelsorgerInnen zuständig. 2004 wurde Ulrike Frank-Schlamberger zur Seniorin und 2004 zur Vorsitzenden der Gleichstellungskommission gewählt.

Gemeinsam mit ihrem bereits verstorbenen Mann Wieland hat sie vier Söhne und lebt heute in Fischamend.

Herr Pfarrer Dienst und Frau Ehrenamt

Was geht vor sich, wenn ein wichtiger Mann (Pfarrer) und eine engagierte Frau (ehrenamtlich) ein Problem haben, einen gemeinsamen Termin zu finden?

Eine spitzfindige Betrachtung über die Zusammenarbeit in der Kirche von Doris Hauberger

Eine Freundin erzählt mir: „Stell Dir vor, ich sitze da in dieser Gruppe von Haupt- und Ehrenamtlichen. Wir suchen nach einem nächsten Termin für ein Treffen, an dem alle Zeit haben. Systematisch grasen wir die Termine ab. Immer sagt jemand anderer, dass er nicht kann, weil er wichtige berufliche Termine hat. Zu einem weiteren Terminvorschlag muss ich sagen: Nein, da kann ich nicht, da bin ich privat verpflichtet. Da sagt ein mitarbeitender Pfarrer zu mir: Na, na, das können sie ja verschieben. Sie machen das ja eh ehrenamtlich in ihrer Freizeit.“

Meiner Freundin ist die Luft weggeblieben. Sie fand keine schlagfertige Antwort. Sie fragt aufgeregt: „Darf der es sich so bequem machen? Findest Du das nicht auch arg, wenn mir der durch die Blume sagt: ‚Ich bin immer wichtig dienstlich unterwegs und habe so viele Termine – du machst das ehrenamtlich, deshalb kannst du es dir sicher flexibel einteilen.‘“ Sie wird böse: „Aha, die Botschaft heißt also: Wenn ich ehrenamtlich in der Kirche mitarbeite, dann soll ich mich nach den Terminen der Hauptamtlichen richten?!“

Sie zählt auf: „Ich versorge meine Familie. Ich stehe im Beruf. Ich bin Alleinerzieherin. Privat verpflichtet heißt, dass ich an diesem betreffenden Tag meinen Haushalt machen und für die Familie da sein muss. Ich bin dreifach beansprucht: Kinder, Beruf, Ehrenamt. Der betreffende Pfarrer ist hingegen einfach nur immer im Dienst.“

Braucht es in unserer Kirche also mehr Frauen, die ausschließlich im Haushalt tätig sind und keinen hindernden Beruf und keine Familie haben, die sie am kirchlichen Engagement in der Freizeit hindern? Oder sollen auch berufstätige Frauen und Frauen mit Familie ihren Teil beitragen? Frauen tragen noch immer – weil sie sich vielfach und gerne sozial und ge-



sellschaftlich engagieren – einen großen Teil der „weichen“ Aufgaben unserer Gesellschaft. Wenn wir wollen, dass Frauen auch in kirchlichen Strukturen ihren gebührenden Platz einnehmen, dann muss es auch die Bereitschaft geben, auf ihre Rahmenbedingungen einzugehen.

Pfarrer haben sich selbst für einen dienenden und „weichen“, letztlich sozialen Beruf entschieden. Sie haben diesen nicht typisch männlichen Beruf dem Beruf des Managers, der Personal verschiebt oder des Technikers, der Printplatten plant, vorgezogen. Sie sollten Spezialisten für das Respektieren von menschlichen Grenzen sein. Dies beginnt bereits bei dem Wahrnehmen eigener Grenzen. Kein Mensch ist immer verfügbar, immer wach, immer ansprechbar und „immer im Dienst“. Denn seien wir ehrlich: Jeder braucht Erholung, benötigt Zeit, sich zu regenerieren, und seinen Haushalt (zu Hause, aber auch geistig, körperlich und spirituell) zu pflegen und auf Gleich zu bringen.

Ein System, das von seinen Mitgliedern einen Einsatz über die eigenen Grenzen hinweg verlangt, tut sich selbst nichts Gutes. Deshalb sind diejenigen, die „Nein“ sagen können sehr wichtig. Wenn Arbeit und Mitarbeit auffressen, dann läuft etwas schief. Ausgepowerte Männer und Frauen und zu viel beschäftigte Menschen – so eine Kirche wollen wir nicht sein. Da wären weniger Ämterkumulation und das Hineinholen neuer MitarbeiterInnen schon eher eine Lösung.

Die EFA Steiermark stellt sich vor ...

Wir sind nun die fünfte Diözese, die zur Präsentation eingeladen ist, und bei der Lektüre der bisher erschienen, recht unterschiedlichen Berichte stellen wir fest: in der Steiermark ist es noch einmal ganz anders!

Wir sind zwar das einzige Bundesland mit weiblichem Artikel – die Steiermark – die Frauenarbeit liegt mancherorts aber nach wie vor nur knapp an der Wahrnehmungsgrenze oder ist überhaupt unbekannt:

„Wieso „Frauenarbeit“ – soll es jetzt vielleicht auch eine „Männerarbeit“ geben?“ – kann als Reaktion schon vorkommen. Ebenso gehört: „Ich will nicht, dass meine Frau wo hinget, wo ich sie nicht begleiten könnte, wenn ich wollte.“ (Auch beim Frauenturnen?)

Aber, aus eigener Erfahrung wissen wir: Frauenarbeit kann/wird Ihr Leben verändern – ob darin ein Grund für die oftmalige Skepsis liegt?

Während es die EFA in Österreich bereits seit 1940 gibt, wurde mit der Frauenarbeit in der Steiermark erst in den Achtziger Jahren begonnen. Natürlich gab es auch schon vorher in verschiedenen Gemeinden Frauenkreise, und wir freuen uns, dass viele der mittlerweile zwar an Jahren etwas älter gewordenen, in Herz und Geist aber beeindruckend jung und rege gebliebenen Teilnehmerinnen nach wie vor treue Freundinnen und Unterstützerinnen der EFA sind! Ihren „Schatz im Silberhaar“ gilt es zu heben und zu bewahren!

Auch bei uns finden sich evangelische Christinnen oft in extremer Diasporasituation und Ökumene wird höchst unterschiedlich, nämlich von sehr lebendig bis gar nicht, erlebt, wobei dies nicht nur von der katholischen Seite abhängt.

Als regelmäßige Veranstaltung findet jährlich im Herbst ein Frauentag statt und zwar jeweils in einer anderen Gemeinde in einer anderen Region unserer geographisch doch recht weitläufigen Diözese, um auch weniger reisefreudigen Frauen Begegnungen und Austausch über die eigene Gemeinde hinaus zu er-

möglichen. Jeweils im Frühjahr gibt es den Mitarbeiterinnentag unter dem etwas sperrigen Titel „Tag der Begegnung und Weiterbildung“, der aber genau das Anliegen der Veranstaltung zum Ausdruck bringt.

Fixer Veranstaltungsort hierfür war lange Zeit das Bildungshaus Deutschfeistritz, das nun aber zum Heim für Flüchtlingsfamilien geworden ist und für Bildungsveranstaltungen nicht mehr zur Verfügung steht. Eine ganz ausgezeichnete Tagungsmöglichkeit – verkehrstechnisch auch noch viel günstiger gelegen – haben wir nun im Gemeindezentrum der Pfarrgemeinde Bruck/Mur gefunden, die erste Veranstaltung konnte auch bereits höchst erfolgreich abgehalten werden.

Im Diözesanen Leitungsausschuss sind derzeit Grete Gergely, Vorsitzende, Judith Gaar, ihre Stellvertreterin, Helma Hochhauser, Coralee Meier und Aglaia Reichel, Schatzmeisterin, als gewählte Delegierte; Dorothea Brand ist für den Weltgebetstag kooptiert und Seniorin Karin Engele nimmt die theologische Begleitung wahr.

Wir sind mit Engagement, Freude und Begeisterung im Einsatz – auf den überwältigenden Zustrom, um Burgenland-Zahlen erreichen zu können, warten wir noch!

Wie gut, zu wissen, dass es zwar auf uns ankommt, aber nicht von uns abhängt!



Entwicklung die wächst

Die neue Projektreferentin der Aktion „Brot für Hungernde“ und des Weltgebetstages, Mag. Eva Dürr, wurde schon in der letzten Ausgabe der „efa“ vorgestellt. Nun soll sie mit ihrer persönlichen Sicht und ihren Ideen selbst zu Wort kommen.



Aus dem Wunsch heraus „die großen Zusammenhänge“ im Weltgeschehen zu durchblicken ist der Entschluss entstanden, Politikwissenschaft zu studieren. Um sprachlich wenigstens einen Teil der Länder des Südens abdecken und mit den Menschen direkt reden zu können, habe ich mich entschlossen Spanisch zu lernen. Parallel zum Wachsen meiner sprachlichen Kenntnisse dehnte ich meine Reisen und Auslandsaufenthalte von Europa auf Lateinamerika aus. Die Zeiten im Ausland haben mich in vielerlei Hinsicht geprägt. Ich habe gelernt, selbständig zu entscheiden und sowohl Menschen als auch Ereignisse der verschiedensten Art zu nehmen wie sie kommen. Beides halte ich für wichtige Fähigkeiten in jedem Lebens- und Arbeitsbereich. Einschneidend war für mich auch das Erleben von Armut in Lateinamerika. Nicht nur als Zaungast oder Touristin, sondern durchaus darin und damit zu leben, allerdings mit dem Privileg eines Rückflugtickets in die europäische Heimat.

Mein langjähriges Ziel war es nach dem Studium in der Entwicklungspolitik, am Besten mit lateinamerikanischem Bezug, tätig zu sein. Über einen Umweg über die Wirtschaft habe ich das nun erreicht. Die realen Chancen einer globalen Veränderung schätze ich inzwischen sehr nüchtern ein, aber die Entschlossenheit im möglichen Rahmen zu konkreten Verbesserungen beizutragen, ist ungebrochen. Dabei halte ich mir immer wieder ein Sprichwort vor Augen: Es ist besser eine Kerze anzuzünden, als über die Dunkelheit zu klagen.

An meiner neuen Tätigkeit schätze ich den Inhalt der Arbeit und die Freiräume, die mir in vieler Hinsicht zugestanden werden.

Die Projektarbeit von Brot für Hungernde ist im Vergleich zur Arbeit vieler anderer Organisationen sinnvoll und qualitativ hochwertig konzipiert. Wir unterstützen vor allem Frauen



*Es ist besser eine Kerze anzuzünden,
als über die Dunkelheit zu klagen.*

im Süden, indem wir versuchen, ihnen nachhaltiges und eigenständiges Wirtschaften zu ermöglichen. Frauen sind schon in unseren Breitengraden in mancherlei Hinsicht weit entfernt von Chancengleichheit. Umso schwieriger ist es für die Frauen im Süden. Wenn wir die Situation dieser Frauen verbessern, verbessern wir auch die Situation ihrer Kinder und ihres nächsten sozialen Umfeldes. Und da der Großteil dieser Frauen in der gesellschaftlichen Hierarchie unten angesiedelt ist, finden die Verbesserungen dort statt, wo sie am nötigsten sind, breiten sich an der Basis der Gesellschaft aus und wirken von unten nach oben. Das ist umso wichtiger, da es in den Ländern des Südens von Seiten der Regierungen selten brauchbare Entwicklungskonzepte gibt. Unsere Projekte sind nicht so medienwirksam wie etwa Katastrophenhilfe im Falle eines Tsunamis oder eines Erdbebens, aber sie sind überschaubar, basisorientiert, effektiv und nachhaltig.

Verbesserungen im entwicklungspolitischen Sinn können nicht von heute auf morgen passieren, daher ist es sinnvoll und wichtig, dass sich Brot für Hungernde in mehrjährigen Projekten engagiert. Diese bedeuten langjährige Prozesse, die auf die gesellschaftliche Veränderungen zielen. Diese Veränderungen zu initiieren und nicht weiter voranzutreiben, wäre nicht effektiv und verantwortlich. Das wäre, als würde man einen Samen zum Keimen bringen und ihn dann vertrocknen lassen.

Weltgebetstag 2006 – Zeichen der Zeit

Die Gottesdienstordnung für den ökumenischen Weltgebetstag 2006 kommt aus Südafrika.

31 Frauen aus verschiedenen christlichen Kirchen haben die Texte zum Titel „Zeichen der Zeit“ verfasst.

Sie laden uns ein am Freitag, dem 3. März 2006, mit ihnen zu feiern und den auferstandenen Christus als das „Zeichen aller Zeiten“ und als Quelle der Hoffnung zu erkennen.

Südafrika, das Regenbogenland, mit seiner herrlichen Landschaft und Kultur, ist reich an Bodenschätzen und einer einzigartigen Artenvielfalt in Flora und Fauna. Es ist aber auch ein Land, das in den letzten Jahrzehnten große politische Veränderungen erlebt hat.

Nach langen Jahren der Apartheid und einer Lebenssituation, die von Unterdrückung und Gewalt – vor allem für die schwarze Bevölkerung – geprägt war, hat Südafrika im Mai 1996 eine der weltweit modernsten demokratischen Verfassungen verabschiedet. Darin ist im Grundrechtsteil, dem sog. „Bill of Rights“, die Gleichberechtigung von Frauen und Männern und zwischen Menschen verschiedener Hautfarbe und Religion festgeschrieben. Ein wichtiger Schritt für den Veränderungsprozess vom Apartheid-Regime zur Demokratie war außerdem die 1994 eingerichtete „Wahrheits- und Versöhnungskommission“ unter dem Vorsitz von Erzbischof Desmond Tutu. Sie sollte politisch motivierte Verbrechen, die während der Zeit der Apartheid begangen wurden, untersuchen. Ihr vorrangiges Ziel war es dabei, Opfer und Täter in einen „Dialog“ zu bringen und die Grundlage für Versöhnung zu schaffen. Das Anhören und Wahrnehmen des Erlebens des Anderen stand dabei im Vordergrund.

In den letzten 10 Jahren wurde auch in wirtschaftlicher Hinsicht viel für die Verbesserung der Lebensqualität getan. Die Zeichen der Zeit in Südafrika lassen aber noch große Aufgaben und Probleme erkennen. Neben einer Arbeitslosenquote von ca. 40% stellt HIV/Aids eine

weitere große Herausforderung dar. Auch hat sich die Schere zwischen Arm und Reich weiter vergrößert. Eine Landreform soll jetzt zur gerechteren Verteilung des Grundbesitzes führen und dadurch zur Verringerung von Arbeitslosigkeit und Armut beitragen.

Die südafrikanischen Frauen haben als Bibelstellen mit Lukas 21, 5–19 einerseits einen apokalyptischen Text und mit Hesehiel 37, 1–10 andererseits eine Vision als Zeichen der Hoffnung gewählt.

Während der Zeit der Apartheid war die Situation vieler Menschen in Südafrika sehr beklemmend, in dem apokalyptischen Text von Lukas können sie vieles aus ihren eigenen Erfahrungen wieder erkennen. So sind die Zusagen Jesu für sie Antrieb gewesen, gegen die bestehenden Verhältnisse aufzustehen. Sie schöpften Kraft und Hoffnung aus dem Versprechen, dass ihnen „kein Haar gekrümmt“ wird.

Gott hat durch seine Macht, seinen Geist die vertrockneten Gebeine im Text bei Ezechiel wieder mit Lebenskraft gefüllt. ER schenkt auch in den hoffnungslosesten Situationen Mut, Hoffnung und eine neue Perspektive.

Mit dem Feiern des Weltgebetstages setzen Frauen und Männer in der ganzen Welt ein Zeichen in der heutigen Zeit. Sie vertrauen auf die verändernde Kraft des Gebetes. Mit der Kollekte werden Projekte unterstützt, die versuchen, die Lebensbedingungen von Frauen und ihren Familien in Südafrika, aber auch in anderen Ländern wie z.B. Brasilien, Irak oder Rumänien zu verbessern. Gertrud Klebl



Frauen aus Südafrika laden ein am Freitag, 3. März 2006.

Glasengel aus Bethlehem



Die Generalsynode zu Pfingsten dieses Jahres hat einstimmig beschlossen, ein Projekt zu unterstützen, das von der evangelischen Gemeinde in Bethlehem begonnen wurde. Frauen stellen Engel her. Diese Engel sind aus Glas gemacht – aus Scherben weggeworfener Flaschen und Glassplittern von Fenstern. Erste Arbeiten entstanden nach der israelischen Invasion von Bethlehem 2002. Menschliche Hände suchten damals die Scherben und Glassplitter aus dem Schutt heraus. Von den Ärmsten der Armen wurden sie gesammelt und zur Kunstwerkstätte des Internationalen Zentrums von Bethlehem gebracht.

„Diese Engel erzählen nun alles über die Hoffnung und die Ängste all der Jahre, die die Menschen in Bethlehem heute haben. Die zerbrochenen Glasstücke sind ein Zeichen der Zerbrechlichkeit und der Verwundbarkeit unserer Welt. Es ist der Grund der Fleischwerdung Gottes. Durch seine Menschwerdung brachte er das Göttliche und das Menschliche wieder zueinander. Er suchte das heraus, was wert- und hoffnungslos scheint und verwandelte es in eine wunderschöne und vollkommene Schöpfung. Es ist diese Menschwerdung, die hier in Bethlehem sich vor 2000 Jahren ereignete, die uns die Kraft gibt, weiterzumachen, nach zerbrochenem Leben und zerstörten Hoffnungen Ausschau zu halten und sie durch Kunst in Engel zu verwandeln, Botschafter voll Gerechtigkeit, Frieden und Würde. Kein Massenprodukt aus irgendeiner Fir-

ma, sondern jeder ein Einzelstück. Sie sind aus Scherben entstanden. Scherben bringen Glück, sagt man so leicht. Aber da, wo diese herkommen, kann man das wirklich so nicht sagen.“ So heißt es in der Weihnachtsbotschaft aus Bethlehem.

Wir kennen die Fernsehbilder. Die Angst kennt man nur dort. Die Verwüstung hält an und Pilger und Touristen bleiben aus. Davon hat Bethlehem einmal gelebt. Das Zentrum, in dem die Engel entstehen, bildet arbeitslose junge Leute hauptsächlich Frauen in verschiedenen Kunsthandwerke darunter Glaskunsthandwerk aus, stellt die Werkstätte des Zentrums den Leuten zur Verfügung und vermarktet nachher die Arbeiten dieser Menschen. Für die Mehrheit dieser Menschen ist das Einkommen aus diesen Arbeiten alles, was sie haben, um ihre Familien zu versorgen.

Ein Zeichen der Hoffnung, aus Spuren der Verwüstung. Diese Engel sprechen für sich. Und sie sind schön. Zahlreiche Gemeinden in Skandinavien, Deutschland und in der Schweiz unterstützen dieses Projekt und setzen so ein Zeichen der Solidarität. Die evangelische Kirche in Österreich hat 600 Engel vorfinanziert, sie kosten € 6,- per Stück und sind in Kartons zu vier Stück erhältlich. Sie können sicherlich über Pfarrgemeinden beim Adventsbazar, beim Kirchenkaffee oder als Geschenke für Mitarbeiter/innen verkauft werden.

Ich lege Ihnen diese Boten des Friedens ans Herz – Barbara Rauchwarter.



Bezugsadresse:
Evangelische
Frauenarbeit i.Ö.
Blumengasse 4/6
1180 Wien

ERGÄNZUNGEN zu efa 2/05

Leserbrief:

Als Projektleiterin der FLP-Blumenkampagne und ehemalige Mitarbeiterin von Frau Sterzinger bin ich über die Erfolge und Misserfolge der FLP-Blumenkampagne in Österreich über die Jahre ihres Bestehens gründlichst informiert ... Nicht die Einführung von FLP-Blumen am Opernball, wie Sie schreiben, ist Frau Sterzingers herausragender Verdienst, sondern die Tatsache, dass es FLP-Blumen auf dem österreichischen Markt bis heute gibt! Zum Muttertag 2000 wurden auf Initiative Frau Sterzingers Blumen mit dem FLP-Gütesiegel in Österreich aus der Taufe gehoben. Die ersten, mühsamen Schritte von FLP auf dem österreichischen Markt nahm Frau Sterzinger mit großer fachlicher wie persönlicher

Professionalität in die Hand. Dank der ungeheuren Vernetzungsarbeit von Frau Sterzinger ist die FLP-Blumenkampagne heute im österreichischen Floristikfachbereich ebenso verankert wie innerhalb des interdisziplinären Forums bestehend aus FunktionärInnen der Blumenbranche, der Wissenschaft, der betroffenen Gewerkschaften und der NGOs.

Dipl.-Ingⁱⁿ. Margot Fassler, Projektleiterin der FLP-Blumenkampagne bei FIAN Österreich

Korrektur:

Wir bedauern sehr, dass die Autorinnenangaben auf den Seiten 20 und 21 (efa 2/05) unrichtig waren. „Nur fruchtbare Böden gebären Früchte“ wurde von Mag. Karin Knoll verfasst, „Gestickte Billets aus der ‚Dress Making Unit‘ von SWAP“ von Gerhilde Merz.

EFA Wien

22. Oktober 2005, 10–16 Uhr

Studientag der Wiener EFA
mit der Besuchsdienst-
Tagung des Evang. Bildungs-
werkes A.B. Wien
Thema: konflikte?

25. November 2005, 18 Uhr

Frauengottesdienst
„Zugehen auf den Advent“
Christuskirche, 1100 Wien,
Matzleinsdorfer Platz

23. November 2005, 9–12 Uhr

**Vorbereitungen für den
Weltgebetstag 2006**
1010 Wien, Stephansplatz 6

EFA Niederösterreich

2.–3. Dezember 2005

Einkehrtage der EFA NÖ
„Stille suchen – Gott finden“
mit Frau Pfr. Dr. Ingrid Vogel
Kontakt: Ute Kolck-Thudt,
3300 Amstetten, Preins-
bacher Str. 8
Tel: 07472/62519-20 oder
0699/18877305

EFA Salzburg-Tirol

**Regionale Vorbereitungen
f.d. WGT in Salzburg**

16. November 2005, 14:30 Uhr

1. Bibelarbeit
5020 Salzburg, Schwarzstr. 25,
Gemeindesaal

29. November 2005, 9–17 Uhr

**Diözesaner Mitarbeiterin-
nentag Wörgl**
Thema: Frauenrechte

18. Jänner 2006, 14:30 Uhr

2. Land und Ordnung
5020 Salzburg, Neutorstr. 38,
Meth. Pfarre

26. Jänner 2006, 9–16 Uhr

WGT-Vorbereitungstag Tirol
Innsbruck, Haus Marillac

EFA Oberösterreich

12. November 2005

Welser Frauentag
Thema: Leben in Bewegung

Reformiertes Frauenforum

22. Oktober 2005

Reformierter Frauentag
Thema: Brot
Referentin: Pfrn Sieglinde
Pfänder
Oberwart

EFA Steiermark

12. November 2005, 9–13:30 Uhr

Frauentag in Leoben
Christlicher Glaube im
Wandel?
Referentin: Pfr. Mag. Barbara
Heyse-Schaefer

EFA Kärnten

12. November 2005, 9–13 Uhr

**Sprechschulung in
St. Ruprecht bei Villach**

3. Dezember 2005, 9:30–16:30 Uhr

8. Evangelischer Familientag
am Rojachhof
Lendorf bei Spittal/Drau
Thema: Weihnachten in aller
Welt

EFA Burgenland

Frauenkreise und Gemein-
den, die Interesse an einem
Vortrag über Südafrika
(WGT-Land 2006) haben,
bitte mit Friedl Steininger
Kontakt aufnehmen
Tel: 02173/2460



EKK | Partner Ihres Vertrauens



Wenn Sie für Kirche und Diakonie arbeiten, warum dann nicht Ihr Geld?

Mehr und mehr Menschen vertrauen ihr Geld der EKK an. Wir fühlen uns aber verpflichtet, mehr für Sie zu tun. Deswegen bieten wir Ihnen eine ganze Reihe Serviceleistungen zu wirklich

günstigen Konditionen an. Damit mehr wird aus Ihrem Geld. Denn dabei möchten wir Ihnen helfen, Ihnen – den Menschen aus Kirche und Diakonie. Bitte sprechen Sie uns an!



**EVANGELISCHE
KREDITGENOSSENSCHAFT eG**

Partner von Kirche und Diakonie

Trautsonngasse 8 • A-1080 Wien
Tel. (01) 4098003 • Fax (01) 4098003-40
E-Mail: Wien@ekkwien.ekk.at • www.evangel.at/ekk